



Indianerinnen.

Stimme von Henry Baruffe.

„Die an jenem Morgen in Queretaro die Post erwartenden Reisenden haben verwegen genug aus,“ sagte José Santander — und die Dingen des reichen Mexikaners blieben feurig auf, während seine violette Zunge über die schokoladebraunen Lippen fuhr.

„Mebrigens waren es keine männlichen Indianer, sondern weibliche — und was schlimmer: Indianerinnen... Ich war, wie ich bemerken möchte, damals noch Schüler, hatte Ferien, und mein Vater, ein fürchtbar strenger Mann, zwang mich, um mich aufzumuntern — trotzdem wir reich waren — mich der französischen Expedition anzuschließen.“

„Ich spreche also nicht von gestern,“ erklärte der alte Mexikaner; dabei lachte er, daß eine Träne aus seinen schillernden Augen niederrann und man in seinem dunklen Mund die ebenso dunklen, mit Goldweiten durchsetzten Zähne sehen konnte. „Und wenn ich noch hundert Jahre leben sollte — nie werde ich die Meereshengefische vergessen, die auf die Abfahrt der Post an der Posada „Zum Arroyo“ warteten.“

Es waren acht; sie hatten breite Schultern — das bewies, daß sie eine Abart der lokalen Rasse, die „von den Bäumen herabgestiegen war“, verkörperten. Das Weiße ihrer Augen stach stark von dem gelben Teint ab, der wie Stiefelleder ausah; sie suchten, zusammengedrängt in einer Ecke, wo es nach ranzigem Del roch, ihre Gesichter zu verbergen. Ohne Zweifel dachten sie als echte Indianerinnen, daß ihre Züge, die ihnen von den Ahnen vererbt waren, welche — „in den oberen Stockwerken der jungfräulichen Wälder“ — unter freiem Himmel logierten, nicht von jedem beliebigen Passanten in Augenschein genommen werden durften. Ich füge hinzu, daß sie — verschwenderisch mit Hals- und Busentüchern ausgestattet — brennendrot, giftgrün und zinnengelbe Kleider trugen und mit Gemüße vollgepfropfte Körbe in den Händen hielten.

So sah die Ladung aus, welche der Vater Jacobo — das heißt Jakob — in seiner alten Karre von Queretaro nach Mexiko hinüberschaffen sollte.

Die Indianerfrauen hatten natürlich ein starkes Interesse, an diesem Morgen mit den Maultieren des Väterchens Jacobo befördert

zu werden; denn alle Welt wußte, daß die Reise nichts weniger als ungefährlich war. Ein kleines, aber sehr aktives Element der Bevölkerung (ich meine das Brigantentum) halte die wirren Zeitverhältnisse und die durch die Ausladung der französischen Miliz entstandene Unruhe ausgenützt, um seiner Industrie eine rationelle Entwicklung und einen günstigen Aufschwung zu geben.

Banden belästigten planmäßig die Landschaften unserer schönen Heimat und unter den Gebieten, wo diese Herren ihre dreistesten Vertreter verteilt hatten, gab es kein schlimmeres als das, welches wir durchqueren mußten. Hatte ich Ihnen gesagt, daß ich mit zu den Reisenden gehörte? Ich werde Sie später darüber aufklären, weshalb ich an diesem Morgen meine Person den Maultieren Jacobos anvertraute.

Das geradezu endemisch und epidemisch auftretende Banditentwesen war eine allgemein bekannte Tatsache, und einige Maulaffen feilhaltende Tagelöhner fühlten sich verpflichtet, die exotischen Hexen mit den Gemüßkörben wiederholt darauf aufmerksam zu machen. (Ich sage „exotisch“, weil die Indianer in unserem Lande — neben den Mitgliedern sehr reicher und vornehmer Familien, wie ich — schlimmer als Fremde angesehen werden, da sie — ich wiederhole es — ihre Herkunft von Ahnen ableiten, die sich von Zweig zu Zweig vor den Jägern durch ihre Behendigkeit gerettet haben.)

Die malkitösen Eckensteher suchten also den monströsen Zweifelhäutern Karzuzumachen, daß sie vor Eintreffen an der Station San Martino del Cabo gute Aussicht hätten, ihre Habe an Gemüße und Früchten, sogar an Kleidern — und noch wertvollere Schätze — in den Händen der energischen Bettler zu lassen. Aber sie wußten wohl, daß sie ihre Zeit verloren; denn niemals ändert ein Indianer oder eine Indianerin ihre Ansichten. Das wenig liebensvolle Vorhaben dieser Mahner war nur, die riesigen Leinwand zu erschrecken, und das gelang wenn man Schlüsse daraus zog, daß die Augen dieser abschleichenen wilden Weiber immer heftiger rollten und sie ihre Gesichter zitternd verdeckten — wie die Madagassinnen (sagt man) ihre Arme und die Europäerinnen (sagt man) ihre Antlitz den Blicken zu entziehen trachten.

In einer ungeheuren Staubwolke und mit dem Lärm vieler klingelnder Schellen langte endlich die Diligence an. Die acht Riestimmen, die zugleich mit Affen und Pava-geien Nehmlichkeit hatten, drängten sich hastig hinein. Und ich folgte ihnen mutig und setzte mich neben diese Prozedion prähibitorischer Mannweiber.

Wie in den Romanen ging alles zuerst gut. Dann erscholl plötzlich ein Schrei. Ein Gesel brach zusammen und der Wagen neigte sich vornüber wie ein Schiff, das Wasser schmeckt... ein unerwarteter Saltepunkt. Ein bestürztes Grollen zeigte sich auf den Gesichtern der wie in einem Käfig zusammengepferchten wilden Weiber. Auf seinem Rutschbock sich erhebend, gestikuliert Jacobo und rief die Macht des „Dios“ an — dann war er wie durch einen Zauber verschwunden. Sein Abgang erlaube mir, festzustellen, daß der Postkillion sich schon vorher aus dem Staube gemacht hatte...

Dieses Zeichen — mehr noch als das Bild der Landschaft — belehrte uns, daß wir in San Martino del Cabo, dem Unheilsorte, der Brigantenstation, angekommen waren.

Unser Scheitern an dem verfluchten Kreuzweg hatte ohne Zweifel der Verrat Jacobos, dieses Salunken, veranlaßt. Ich zitterte vor Wut: Die Physiognomie dieser alten Kanaille hätte mich warnen sollen. Dummkopf, der ich war! Ich knirschte mit den Zähnen; aber es blieb uns weiter nichts übrig als zu suchen und zu warten, bis diese Talmi-Caballeros kämen, um uns gründlich auszuraubern...

Auf alle Fälle mußten wir zunächst aus dieser Käberriste heraus. Ich gab das den Indianerinnen durch deutliche Zeichen zu verstehen: sie glucksten, ihre Blicke flogen nach allen Seiten; dann krochen sie mühsam, schwerkfällig, aus dem gestandenen Lochel heraus.

Kaum fanden wir nebeneinander auf der Straße, da erschoben wir unsere Köpfe, die hinter Gullysphen hervorkamen...

Die Nase im Wind, unter Wasser geklappert, mit Augen, die wie Kohlenstange brannten, und Haaren, die wie schwarzgejart aussahen, kamen sie in langer Reihe angeflüchten.

Es waren ihrer sechs. Wir neun, die Indianerinnen und ich. So näherten sie sich uns... Da! Ein Theatercoup! Unsere hinter

Kleider fallen herunter, unsere Hüte fliegen davon, die Bärte erscheinen, unsere Hände schmeißen Pistolen. Säbel verlängern unsere Arme, wir werfen uns — alle neun, meine ganze Kompanie, wie ein einziger Mann auf die Gauner und fluchen in reinem Spanisch und Französisch . . .

Es ist überflüssig, zu sagen, daß wir sie mit Pistolenschüssen und Säbelhieben bis in die andere Welt jagten, bevor sie Zeit fanden, sich

ihrer Stützen zu bedienen, die an ihrem Hals wie Feldhörner hingen. Und das war die Kriegsgelbst, die sich unser Sergeant ausgedacht hatte . . .

Der einzige, der dem Massaker entkam, wurde dreimal gehängt: einmal bei jedem Halt. Dreimal nur, denn beim dritten Male war die Wache etwas angetrunken und sie hing ihn nicht zur rechten Zeit ab — was uns nicht gestattete, ihn weiter mitzuführen.

. . . Ach, der Krieg bietet unvergeßliche Anregungen! Neben Sie mir nicht von den Zerstreutungen des Friedens! Was sind daneben die Programme der Theater! . . .

Josef Santander wischte die Schweißperlen von der fahlroten Lederhaut seiner Stirn, schlug auf die schwere Goldkette, die seine Uhr festhielt, und dann öffnete er genießerisch die Kiste, in der ungeheure Zigarren — groß wie marinierte Serringe — nebeneinander lagerten.

Tausend, tausend Namenlose . .

Von E. W. Unger.

Ihr im Geiste seid Verlorene,
Sinnlos in die Welt Geborne,
Brecht ihr nicht wie eine große
Sonne in die Finsternis:
Tausend, tausend Namenlose
Schrei'n nach Licht!

Eitel sind die schönen Worte
Und die strahlenden Akkorde,
Braust ihr nicht wie eine große
Herzensorgel in die Welt:
Tausend, tausend Namenlose
Menschen auf!

Alle Schöpfer sind Verlor'ne,
Sinnlos in die Welt Gebor'ne,
Schaffen sie nicht eine große
Menschheit reiner Menschlichkeit:
Tausend, tausend Namenlose
Sind bereit!

Viktor-Adler-Anecdoten.

In dem ausgezeichneten österreichischen Arbeiterkalender „Das Jahr 1927“, den Josef Luitpold im Auftrag der österreichischen Arbeiterpartei, der Gewerkschaftskommission und des Vorstandes der Konsumvereine im Verlag der Wiener Volksbuchhandlung herausgibt, werden Anekdoten von Viktor Adler aufgeführt. Sie charakterisieren seine Art aufs beste. Einige davon mögen auch unsere Leser erfreuen.

Was sind Sie?

Adler war oft Zeuge. Einmal wurde er auch vor das Brünner Bezirksgericht als Zeuge in einem Ehrenbeleidigungsprozeß geladen. Diese Vorladung ging ihm so wider den Strich, daß er bei Abnahme der „Genealogica“ — seiner Lebensdaten — auf die Frage des Richters nach dem Beruf: Was sind Sie? lakonisch antwortete: Zeuge.

Die Krawatte.

In der Zeit der Wahlrechtsdemonstrationen war es öfter als sonst nötig geworden, auf die Straße zu gehen. Dadurch wurde dieses Mittel, sich Geltung zu verschaffen, aber in Gefahr gebracht, sich selbst zu verbrauchen. Adler achtete darum ängstlich darauf, daß nur aus wirklich bedeutungsvollen Anlässen die Arbeiter auf die Straße gerufen wurden. In einer Parteivertrretungssitzung hatte ein Genosse, der eine große, lange, fliegende Krawatte trug, aus der man leicht drei deutsche Turnerkravatten hätte machen können, aus irgendeinem Anlaß das Begehren gestellt, daß die Arbeiter Wiens wieder zu einer Straßendemonstration aufzurufen seien. Die etwas zweifelhafte Miene Adlers suchte das Feuer des Redners so an, daß er sich immer tiefer in seine Idee verbohrt. Er versiel in leidenschaftliches Volksverfluchungspatros. Da dacht' ihn Adler mit den Worten: Krawatte obige. Allgemeines Gelächter. Die Demonstration war abgegan.

Gut und Hirn.

Während der Anarchistenzeiten hatte Viktor Adler oft und oft Verworrenheiten einzelner, manchmal aber auch die Verjuche einzelner abzuwehren, die diese Verworrenheit ihren eigennützigen Zwecken dienstbar machen wollten. Einmal bemerkte Adler in einer solchen geheimen Besammlung während seiner Rede in einer Ecke einige Arbeiter mit besonders breiten Schlapphüten. An diese wendete er sich: Mir kommt es auf den Hut nicht an. Mir ist es lieber, wenn einer ein ganz kleines Hütel auf hat, aber wenn im Hirn was drinnen ist, als wenn einer einen großen Hut hat, so daß ihn jeder Polzist schon von weitem kennt.

In einer anderen solchen Besammlung hatte Viktor Adler den Versuch eines ehrgeizigen jungen Rechtsanwalts abzuwehren, die Arbeiter in anarchistische Abenteuer hineinzuführen. Der junge Mann hatte den Antrag eines Raiben, Bomben in Briefform herzustellen und sie in Briefkästen zu legen, wärmstens befürwortet. Billeich spielte im Unterbewußtsein der Gedanke mit — was kann das für ein Prozeß werden . . . Adler durchschaute das gefährliche Spiel und stellte den Zusatzantrag, daß dieser junge Rechtsanwalt beantragt werde, die Bomben in die Briefkästen zu werfen. Der Eifer des jungen Rechtsanwalts war dadurch so abgekühlt, daß von dem Antrag nicht mehr geredet wurde.

Von Briefstaschen.

In den Anfängen der Bewegung war manch ein Vertrauensmann nicht dagegen gewappnet, bei einem Hungerlohn die Gelder der Organisation ehrlich zu verwalten. Der Hunger und die Verjuchung waren oft zu groß. Ueber einen solchen sah man zu Gericht. Da meldete sich Adler: „Genossen, jeder ist nicht schlecht, und unser Freund ist auch nicht schlecht. Er hat nur das erstemal eine Brieftasche in der Hand gehabt.“

Definitionen.

Wenn sich Studenten zu führen botusen glaubten und statt zu studieren in der Partei eine Rolle spielen wollten, sagte Adler oft: Student kommt vom Studieren.

Zur Zeit, da die Anarchisten die Arbeiter zu iverischen Experimenten zu verleiten suchten, wobei sie auf manchen braven Genossen mit radikalem Gerede Eindruck machten, gab er folgende Definition von den Anarchisten: Anarchist ist einer, der sich freut, wenn andere Bomben werfen.

Ähnlich sagte er während des Wahlrechtskampfes, als die wohlmeinenden Freunde die Arbeiter jeden Tag zum Generalstreik zu verleiten suchten: Dem Kriebitz ist kein Spiel teuer genug.

Mehr scherzhafter Art sind zwei Auserungen, mit denen er seinem Kerger Ausbruch gab, als die tschechischen Sozialdemokraten die Gewerkschaften spalteten und sich damals immer als diejenigen hinstellten, denen in den Gewerkschaften das gleiche Recht verweigert werde.

Damals sagte er: Die Lächerchen sind wie die Juden. Man kann ihnen noch so entgegen-

kommen, sie bleiben dabei, daß man sie verfolgt. Alles ist ein Pogrom.

Ein andermal: Eigentlich ist jeder von uns ein bißel ein Böhmi. Aber solche Böhmi wie die Böhmi sind halt doch nur die Böhmi.

Wichtig für Parteimänner.

Adler kam einmal gerade dazu, wie ein Genosse verärgert wegging, nachdem ihm der andere überzeugend dargelegt hatte, daß er früher eine andere Meinung gehabt habe, aber durch ihn erst sich habe beharren lassen. Da sagte er: Wenn ich den Leuten, wenn sie etwas Gefährliches gemacht haben, immer nachgewiesen hätte, daß die Idee von mir war, hätten wir uns immer nur so gezankt, während wir so einig und groß geworden sind . . . Das wichtigste bei einem Parteilmann ist, daß er die Idee hat und sie den Leuten so beibringt, daß sie glauben, sie haben sie gehabt.

Wer war der Sphinx.

Wenn wir auch nach der griechischen Sage in der Sphinx ein weibliches Wesen sehen, so stellt doch dies in Ägypten geschaffene Sinnbild ursprünglich ein männliches Symbol dar, so daß man richtig „der Sphinx“ und nicht „die Sphinx“ sagen muß. Durch die jüngst erfolgte Freilegung des großen Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh ist diese Tatsache in ein neues Licht gerückt worden. Es hat sich nämlich gezeigt, daß das gewaltige Monument mit dem Sphinxentempel der Pyramide in engstem Zusammenhang steht, und es ist wahrscheinlich, daß dieser Sphinx ein Idealbild des Pyramidenbauers Chefren war. Der Löwenleib symbolisierte die Stärke, der Kopf war ein idealisiertes Bildnis des Pharao. Auf diese Erkenntnis weist Emil Waldmann in seinem „Tagebuch einer Mittelmeerfahrt“ hin, das er in „Kunst und Künstler“ veröffentlicht. Er hebt diese besondere Bedeutung der Freilegung hervor, die „wohl eine kleine Einbuße an Wüstenromantik wert ist“. Ueber den Zusammenhang des Sphinx mit dem Tempel sagt er: „Der Sphinx lag genau so tief, wie der früher von ihm getrennte, ursprünglich aber mit ihm verbundene Felsentempel, der seinen Namen trägt. Man hat auch hier gegraben und den Verbindungsweg zwischen dem Tempel und ihm freigelegt. Von der Tempeldecke führt, an der rechten Flanke des Sphinx entlang, an der Felsmauer ein langsam steigender gepflasterter Gang hin, biegt hinter ihm rechtwinklig um, führt, immer steigend, an ihrer linken Flanke entlang, biegt abermals um und mündet auf einen gepflasterten Platz, seinem Gesicht gegenüber, da, wo ein Altar steht, vor seinen Frankten. Das war der Prozessionsweg, den die Priester wandelten, wenn sie ihre Opfer brachten, dreimal im rechten Winkel darum herum; wie der Prozessionsweg am Parthenon. So dauerte die Prozession länger und wurde immer feierlicher, bis man dann plötzlich dem Menschenantlitz in die Augen sah. Ein sehr großer, echt priesterlicher Gedanke. Daß für diesen Zweck zwischen Tempel und Sphinxterasse an einer Stelle der Fels durchgeschlagen werden mußte, um an dem Punkt,

wo Tempelareal und Epyngareal sich scheiden, unter einer Felsenbrücke durchschneidenden zu Wunden, machte diesen Sklavenhaltern nichts aus.

Arbeitskräfte waren da. Wer die Pyramiden aufbaut, wird auch mit einem kleinen Felsenhammer fertig.

Die Katastrophe.

Von Pierre Granval.

Es ist ein kleines Dorf in Burgund. Ich gehe allem spazieren, am Rande eines im fastigen Grün prangenden Waldchens zwischen Haselnsträuchern und Brombeerheiden, deren mit Früchten behangene Ranken sich über die weiße Rasenmatte hinziehen. Zuweilen fahren auf der Straße, von der mich ein schmaler Wiesenstreifen trennt, Wagen vorbei, schwere Karren, leichtes Geschirr. Aber ich gebe mich düsteren Gedanken hin und achte auf das alles nicht; mein Strohhut drückt auf dem Kopf wie ein Stahlhelm; meine Schläfen schmerzen; ich höre nicht den Gesang der Vögel, die von keinem Leid bechwert sind. Eine Eidechse huscht durch das hohe Gras, die Mücken tanzen ein Lustballett — ich habe für das alles kein Auge; ich habe nur ein Gefühl des Großen und des Kosses; ich ersehne eine unmittelbare Rache . . .

Plötzlich erscheint an der Wegbiegung ein Mann: ein krüppelhafter, starrer, gebückt und mühsam daherschreitender Mann. Er kommt von der Ferne, die sich fern am Horizont an die Erde schmiegt — mit ihrem roten Ziegeldach, mit ihren weißgetünchten Mauern; hohe Pappeln umgeben sie, und der Wind schaukelt ihre Kronen auf dem Blau des Himmels. Ich kenne die Geschichte dieses sieben Mannes. Man erzählt sie überall. Er war Lokomotivführer; in dieser Gegend ist vor zehn Jahren sein Zug eingeleist. Genau hat man die Ursache des Unglücks nicht feststellen können. Manche sagen, daß der Mann betrunken war und seine Maschine nicht meistern konnte. Andere meinen, daß er in einem Anfall von Wahnsinn gehandelt hat. Er soll, ohne sich der Tat bewußt gewesen zu sein, das Fahrtempo derart beschleunigt haben, daß er die Katastrophe herbeiführte. Ihn selbst zog man schwerverletzt unter den Trümmern hervor. Er behauptete, daß er nicht wisse, wie das Unglück geschehen ist und verlangte, die Liste der Opfer zu sehen. Sie waren zahlreich: 13 Tote, 30 Verletzte. Wie er die Liste zurücksah, hat er gesagt: „Ach, das Unglück, das Unglück!“ Dann konnte man nichts mehr aus ihm herausbringen; er hat hartnäckig geschwiegen. Seitdem zur Arbeit unfähig, lebt er — bei den Bauern — von einer kleinen Rente, die ihm die Gesellschaft zahlt.

Ich kenne ihn genau; oft richte ich — voll Mitleid für sein Elend — ein Wort an ihn; heute wie stets, wenn ich ihm begegne, gehe ich auf ihn zu und frage ihn, wie es ihm und den Beuten in der Ferne gehe. Aber er antwortet mir nicht. Niemals ist er mir so blaß und mager erschienen; fieberhaft bewegt er die Lippen, ohne trockenen Laut hervorzubringen, und seine Augen haben einen tragischen Ausdruck. Ich vergesse den eigenen Schmerz, um von dem seitigen mit ihm zu sprechen. Was ist mit ihm? Hat man ihm ein Leid zugefügt? Wachten sich unheimliche Kinder über seine Sinnlosigkeit lustig? Findet man in der Ferne die Rente zu klein, um ihm Wohnung, Nahrung und Pflege zu gewähren?

Er schüttelt den Kopf und sieht mich ängstlich an; ich ahne, daß er sich fragt, ob er sprechen soll. Er quält sich und zaudert — endlich kann er sich nicht mehr beherrsigen: „Die Vorwürfe, die Gewissensbisse sind es!“ Und ehe ich mich von meinem Staunen erholt habe, ehe ich ihn fragen kann, fährt er fort: „Ich leide zu sehr. Ich muß jemandem sagen, was ich für Qualen durch-

mache! . . . So kann man nicht leben, und vielleicht können Sie die Schatten vertreiben, die mich ihre Verletzungen zeigen und mich in ihre Hölle mitnehmen wollen.“

Der Arme, ich ahne, er will von den Opfern der Katastrophe sprechen, und ich sage ihm sanft, daß er nicht schuldig ist, daß auch er verwundet und verstümmelt war, daß die Gespenster kein Recht haben, ihn zu quälen. Aber er zuckt die Achseln. „Ich wäre nicht schuldig? Nicht schuldig? Man hat das geglaubt! Der Dämon der Rache trieb mich, hören Sie? Ich war damals verlobt . . . Ach, mein Herr, was hatte ich für eine hübsche, blonde, reizende Braut! Alles war zwischen uns in Ordnung: ich war glücklich, glücklich! Man hätte nicht glauben können, daß es so viel Glück auf der Erde gibt. Und dann kam plötzlich der Bruch . . . Sie liebte mich nicht mehr; sie hatte mich niemals geliebt. Sie gab mich um eines anderen willen auf, um eines anderen willen, der sich gut kleidete, in einem Büro angestellt war; es schmeichelte sie, seine Frau zu werden! Ich hab gebettelt, geschrien, gedroht . . . Unsonst! . . . Sie ipottete mich aus, lachte, sagte, es gäbe ja zum Heiraten noch andere Mädchen auf der Welt, und ich würde sie schon vergessen . . .“

Ich hatte geschworen, mich zu rächen. Eines Sonntags — es sind zehn Jahre her, mein Herr, und ich erinnere mich aller Einzelheiten, wie wenn es gestern gewesen wäre — an einem Sonntag also stand ich an meiner Maschine und sah dem Gedränge der Ausflügler auf dem Bahnsiege zu. Da gab es Liebespaare, Verheiratete mit ihren kleinen Kindern, und wie ich sie ansah, dachte ich an mein Elend, und das Herz schlug großend in meiner Brust.

Plötzlich hörte ich ein lautes Aufschlagen, das ich kenne — und ich sah sie; mit einem Schleier auf ihrem Hut war sie wie eine Dame gekleidet; mein Rivale folgte ihr; er hielt eine Ledertasche in der Hand, und seine Augen hingen zärtlich an ihr. Ich ermahnte mich, daß sie ihre Hochzeitsreise in die Bourgogne machen wollten, wo der Mann Familie hatte . . . Sie gehörten einander ohne Zweifel schon an . . . und dieser Gedanke vermehrte noch meine Verzweiflung.

Da zuckte in mir eine schreckliche Idee auf und die verfolgte mich unaufhörlich, während der Zug ins Land hineinfuhr. Dort gab es eine gefährliche Stelle, welche der Zug nur langsam durchfahren durfte; ich dachte:

„Ich werde absichtlich nicht langsam fahren; ich führe ein Unglück herbei, das mich — oder sie mit mir — töten wird. Und ich lachte laut auf. Der Dämon hatte mich in der Gewalt. Ich dachte nur an meinen Haß und an meine Rache. Die anderen Reisenden waren mir gleichgültig; ihr Schicksal beschäftigte mich nicht und um meinen Willen fürchtete ich den Tod nicht.“

Wir näherten uns dieser Stelle. Die Schienen führten an einem Fluß hin; ich bemerkte von fern Böhungen, eine Brücke, die man passieren mußte, ehe man den gefährlichen Ort erreichte. Statt das Tempo zu verlangsamen, ließ ich die Maschine mit voller Geschwindigkeit laufen; aber keine Macht der Erde hätte mich zurückhalten können — ich achtete auf nichts mehr. Ach, welch fürchterliche Katastrophe war das! Wie die Flammen aus der Maschine aufgeschossen sind! Und die Schreie der verzweifelt, verwun-

deten, blutigen Menschen! Und das Jammer der Sterbenden! Wie ich wieder zur Bestimmung kam, lag ich im Krankenhaus. Menschen standen um mich herum: hohe Backen, braune, Direktoren der Gesellschaft. . . . Sogleich erinnerte ich mich des Geschehenen . . . Aber die Wahrheit habe ich natürlich verheimlicht: sie ließen mich schließlich in Ruhe, glaubten, daß ich meinen Verletzungen erliegen würde. Da habe ich die Bißte der Opfer verlangt . . . Sie waren alle zwei dem Tode entgangen! Das Unglück! Der Mann hatte unbedeutende Verletzungen davongetragen und ich erfuhr später, daß er eine runde Summe von der Gesellschaft als Entschädigung erhielt.

Denken Sie, mein Herr; ich habe jovie! Tote, jovie! Verwundete für nichts verschuldet! . . . doch für etwas . . . damit sie Geld erhielten, um ihre Ausstattung zu bezahlen . . .

Das sind die Gespenster, die mich verfolgen; manchmal — in der Nacht — höre ich, wie sie mich rufen: sie rufen meinen Namen; dann stehe ich auf und folge ihnen. Sie führen mich an den Rand des Teiches und warten, daß ich mich hineinsetze; aber ich höre nicht auf sie und kehre in die Ferne Jean Claudus zurück, der mich ausfüllt, weil ich seinen Schlaf störe.

Ach, das Unglück!

Was kostet ein Löwe? — Was kostet ein Elefant?

Davon hat der Laie natürlich keine Ahnung, auch weiß er nicht, daß auf dem Tiermarkt, so gut wie auf jedem anderen, die Preise nach bestimmten Gesetzen geregelt werden, wiewohl diese Gesetze nicht so streng sind wie in anderen „Branchen“. Eine Schätzung des Wertes der Tiere in der Wiener Menagerie Schönbrunn, dem ehemaligen kaiserlichen (jetzt staatlichen) Tiergarten, gibt uns erstaunliche Aufschlüsse.

Das kostbarste Stück dieses Zoologischen Gartens ist ein großer nordamerikanischer Büffel, der auf 16.200 Mark geschätzt wird. Dreizehn Alpensteiböcke werden mit insgesamt 120.000 Mark bewertet, zwei Exemplare des im Aussterben begriffenen mongolischen Wildpferdes mit je 21.000 Mark. Raubtiere sind im allgemeinen etwas billiger. So kostet ein Löwe ungefähr 6000 Mark, ein Tiger 6000 bis 7500 Mark, ein Gepard 8000 Mark. Auch ein Schimpanse ist nicht mehr wert als 9000 Mark, wenn er nicht gerade besonders abgerichtet und gefehrig ist. Ein afrikanischer Elefant wird schließlich mit 16.000 Mark bewertet.

Gebanten-Splitter.

Stachelworte

von Franz v. Schönthan.

Ein hebemal verschlossener Schrank imponiert der Menge immer, — wenn er auch gänzlich leer ist; . . . Das wissen die Schlangen unter den Dunnen und hüllen sich in Schweigen.

Wißt du Freundschaft zwischen uns und Arbeit,

dann erbitt' ich eins von dir: Unerschrocken sage stets die Wahrheit — — aber nur nicht mir!

Wer genau wissen will, was er selber wert ist, braucht nur zu beobachten, was er tut und denkt, — wenn er mit sich allein ist.

